

# A troubled life

*GESCHICHTEN AUS EINEM UNRUHIGEN LEBEN*

**ALEXANDER WERNER**



# **Inhalt**

- Prolog
- Das erste Mal
- Vatis Fliegergeschichten
- Eine beinah missglückte Dissertation
- Als Arzt über den Wolken
- Mutproben
- Meine Geschichte vom Penicillin
- Rosemarie
- Klettern in den Pyrenäen
- Eine solide Lehre
- Überfall in San Francisco
- Sattessen
- Geschichten um den Viadukt
- Kleine Streiche
- Flieger werden
- Tel Aviv
- Eine kurze Karriere als Geldfälscher
- Kalifornien und Neusa
- Wie man ein Kind entführt
- Der erste Alleinflug
- Der Stearman und eine Bruchlandung
- Advent und der Nikolaus
- Betty
- Die Schulzeit und Lehrer Weiß
- Mein Leben als Soldat
- Wieder in der Schule

Wie ich „Chefarzt“ (Statist) einer Frauenklinik wurde  
Gabriella mit den weißen Strümpfen  
Glocken läuten und auf den Pfarrer pinkeln  
In geheimer Mission  
Aufwärmkino und Wochenschau  
Öffnung der DDR-Grenze am 9. November 1989  
Noch eine Geschichte zur „Wende“  
Elfis Oma (oder das Leberwurstbrot)  
Flug in einer brennenden DC 10  
Sommer- und Winterbekleidung  
Weiter in geheimer Mission  
Große Jungs und kleine Jungs  
Eine Nacht in Prag  
Die Genugtuung  
Gedanken an meine Mutter  
Berufsaufbauschule  
In der Industrie  
Wie in einem anderen Film  
Autolieben  
Zwei Besuche in London  
Zwischen Schwein, Ziege und Würmern  
Neusa (Fortsetzung)  
Hanna Reitsch  
Sezieren und Operieren  
Rübezahlf  
Alexander  
Straßenbahnentgleisen  
Rosemarie (Fortsetzung)  
Seltsame Speisen  
Eine Schlesienreise, zwei Bahnhöfe und ein Brief  
Der Korea Deal

Familiengeschichten  
Ferrat chante Aragon  
Rudi oder man trifft sich zweimal  
Meine Tochter  
Lasch Larou  
Schummeln auf Russisch  
Leichenschau bei meinem Vater  
Straßennamen  
Verkehrsprobleme oder der Rechtsstaat  
Auf Frauen ist kein Verlass  
Ein Hotel in New Orleans  
Die unsinnige OP  
Die Mädchen der PH  
Das Ozonloch  
Mehr oder weniger anstrengende Examen  
Was ist schön ist im Leben? Was ist nicht schön?  
Eine kurze Fliegerepisode  
Heuriger und Stasi  
Das Sportfest oder eine Verfolgung im Wald  
Ein Sommerkleid an einem Sommertag  
Daniel Düsentryb  
Essen und Tischmanieren  
Fliegerschule und Kalter Krieg  
Transitfahrten durch die DDR  
Der Trick mit dem Zündverteiler  
Wie man einen Topolino (nicht) kaufen sollte  
Radio hören früher  
Eine kurzweilige Wehrübung  
Eine Noratlas im Nebel  
Kinder und Eltern  
Nachhilfe und Babysitting

Kinderspielzeug und Transformatoren  
Eine Nacht mit Claire  
Flieger, Abergläube, plötzliche Todesfälle  
Das lebhafte Besserwisserkind  
Drogenexperimente im Unterricht  
Der Hörsaal als Bühne  
Alkoholrausch in der Gefangenschaft  
Wiedersehen mit Pia  
Findige Mitarbeiter  
Heikle Verhältnisse  
Alle Jahre wieder  
Schlesische Heimatkunde  
In Paris  
Eine Affäre, die nie stattfand  
Unter Terrorismusverdacht  
Die Tscherkessin  
Epilog  
Über den Autor

*In Liebe für Marie  
und all die anderen*

## **Prolog**

Für mich ganz ungewöhnlich, hatte ich schon lange Zeit keine Frau mehr berührt, obwohl ich es täglich brauchte und vermisste.

Das neue Objekt der Verlegenheit ist Elfi, 45 Jahre alt, zu dünn, aber sehr liebevoll. Wichtiger als ihre sanften Küsse, ihre liebevoll streichelnden Hände und ihre sonstigen Wohltaten, ist Elfis Gabe zuzuhören, denn ich erzähle gern.

Selten erzähle ich die Geschichten aus meinem Leben chronologisch, eher werde ich durch Stichworte oder Dinge, die ich gerade sehe, höre oder lese „getriggert“ und es fallen mir Episoden ein.

Chronologisch berichte ich nur in Kurzform über mich, im Rahmen einzelner Geschichten. Zum Beispiel über die ärmlichen Verhältnisse, in denen ich nach dem Krieg aufwuchs, die verschiedenen Berufe, die ich erlernte, vom Schlosser bis zum Arzt, und mein Leben als Manager. Auch mal ein Gag über den (Ex-) Bundeskanzler, der wie ich (etwas vor mir) sein Abitur in Bielefeld am Westfalen Kolleg nachgeholt hat.

Irgendwie schien mir mit 14 Jahren, als ich in die Fabrik kam und meine Lehre begann, mein ganzes Leben in seiner voraussehbaren Bescheidenheit, Tristesse und Hoffnungslosigkeit vorgezeichnet. Wie sagte doch ein älterer Freund damals: „Die (da oben) haben immer die schickeren Frauen und fahren die besseren Autos“.

Damit wollte ich mich nicht abfinden, zumal Frauen und zeitweise Autos immer von großem Interesse für mich waren, oder deutlicher gesagt, die Objekte der größten Sehnsucht für mich waren und auch noch sind.

Wenn man es aber gewohnt war, auf der Straße von den anderen Kindern nur „Pollacke“ gerufen zu werden, man wegen einer nicht sonderlich ausgeprägten Sportlichkeit immer derjenige war, der bei der Wahl der Mannschaften übrig blieb, man dazu noch wegen schlechter Schulnoten (bis hin zum drohenden „Hilfsschulbesuch“, später Sonder- oder Förderschule genannt) auch in der Verwandtschaft als das schwarze Schaf galt, dann musste man sich zum Trost Traumwelten erschaffen und sich andere Fähigkeiten aneignen, um zu überleben.

Seit frühester Kindheit wollte ich Flieger (Pilot) werden. Da war man der Held der Frauen und auch der Männer. Und Technik faszinierte mich sowieso. Wichtig war nur, etwas zu sein, nicht der Pollacke, der Prügelknabe für die anderen, sondern etwas darzustellen. Was natürlich schwierig ist, wenn man immer der Kleinsten, Schwächsten und dazu noch ein Angsthase ist.

Doch ich entdeckte, dass ich eine besondere Fähigkeit besaß. Ich konnte reden! Reden ohne Angst vor Gruppen, ob Kinder oder Erwachsene, ob es drei Zuhörer waren oder Hundert, und das alles frei, ganz ohne Lampenfieber.

Und noch etwas hat mir geholfen. Mit 3 bis 4 Jahren habe ich mir selbst das Schreiben und Lesen beigebracht. Verstärkt wurde dies dadurch, dass ich einen drei Jahre älteren Bruder habe und so, als er zur Schule ging, mit ihm lernen konnte.

Allerdings gab es auch ein Problem dabei, denn ich war sehr schlecht in der Rechtschreibung und bin es heute noch. Einziger Trost - Thomas Mann, Einstein und Hemingway waren auch Legastheniker, und es hat trotzdem für den Nobelpreis gereicht.

Beim Erzählen und Aufschreiben bin ich spontan meinen Erinnerungen gefolgt. Die Reihenfolge der einzelnen, in sich abgeschlossenen Episoden hätte auch eine ganz andere

sein können. Der Leser hat somit die Wahl, je nach Interesse, Lust und Laune einzelne Kapitel zu lesen.

## **Das erste Mal**

Zurück zu den Frauen.

Römisch-katholisch geprägt und erzogen, dazu in der Nachkriegsprüderie der 50er und frühen 60er Jahre, war das erste Mal eine wochenlang vorzubereitende Angelegenheit.

Erstens musste man unerwünschte Folgen verhindern. Sonst hätte das Mädchen vor Angst nie eingewilligt.

Zweitens war ich als Katholik überzeugt, wenn ich ein Mädchen körperlich zu meiner Frau mache, müsse ich sie schlussendlich auch heiraten.

Die Erste war Bärbel und wirklich eine der Frauen, die ich geheiratet habe. Eigentlich war sie ein Ersatz; denn Gabriella, in die ich mich unsterblich verliebt hatte, war schwanger von einem italienischen Galleristen und für mich nun, so dachte ich, ein Leben lang unerreichbar.

Wie war das noch? Missionarsstellung, etwas Anderes traute man sich nicht zu. Nicht auf die Ratschläge der Freunde hören, das waren doch alles nur Sprüche und Angabe. Die hatten in Wirklichkeit auch nicht mehr Erfahrung als ich, nämlich keine.

Also begann ich mit intensiver theoretischer Vorbereitung. Zuerst van der Velde lesen, Titel „die vollkommene Ehe“ und „Lerne glücklich lieben“. Dann einen geeigneten Ort erkunden (es gab ja noch den Kuppelei-Paragraphen). Elterliche Wohnungen, Hotelzimmer, solche Orte schieden deshalb aus. Ich favorisierte entweder ein Kornfeld oder einen stillgelegten Steinbruch.

Um nicht überrascht zu werden, entschied ich mich, nach der beim Militär gelernten Regel „Schussfeld geht vor Deckung“, für den Steinbruch.

Es war an einem schrecklich heißen Sommertag. Bewaffnet mit einer Decke, einer Flasche Sekt, Tempo-Taschentüchern und drei Kondomen fuhren wir mit der Straßenbahn zum Steinbruch.

Zunächst hatte ich ziemliche Angst davor, eine „virgo intacta“ zu zerstören. Aber dann sah ich Bärbel's schöne Brüste mit den hellrosa Warzen und die gekräuselten blonden Haare ihrer Scham, was meine Aufregung nur noch weiter steigerte. Und so geschah es.

Wir bedauerten beide, dass ich nur drei Präservative dabei hatte.

## **Vatis Fliegergeschichten**

Oft fallen mir die Fliegergeschichten ein, die mein Vater mir immer abends erzählte.

Er war im Krieg Transportflieger. Sie flogen normalerweise beschädigte, aber noch flugfähige Maschinen aus dem Mittelmeerraum zurück nach Deutschland. Dann am nächsten Tag, brachten sie die (neue) Ersatzmaschine nach Afrika, Italien oder Griechenland.

Schon als kleiner Junge konnte ich nicht genug bekommen von den spannenden Geschichten. Sechs Mal, also jeden Monat, war er im letzten Kriegshalbjahr abgeschossen worden oder notgelandet. Ich fand das aufregend und habe erst viel später begriffen, wie ihn das fertig gemacht hatte. Herman Göring hatte seine Flieger mit Drogen und Alkohol in die wahnsinnigen Unternehmen geschickt.

Vieles, was ich meinem Vater oft vorwarf, kann ich heute verstehen.

Die spannendste Geschichte war die, als die Russen fast einen Flugplatz in Österreich eingenommen hatten, man aber feststellte, dass ein neuer und noch geheimer Nachtjäger nicht gesprengt worden war. Es wurden Freiwillige gesucht, die, obwohl der Flugplatz bereits unter russischem Feuer lag, dieses Flugzeug (JU 88) herausfliegen sollten. Da der Chef meines Vaters „Halsschmerzen“ hatte (was heißt, er wollte unbedingt noch vor dem sich abzeichnenden Ende des Krieges das Ritterkreuz haben), meldete er seine Besatzung für diesen Einsatz.

Unter Beschuss wurde die Besatzung am Tage mit einem Fieseler Storch (ein kleines Verbindungsflugzeug) auf dem Flugplatz abgesetzt. Sie brauchten Stunden, um das

getarnte Flugzeug in einer Waldschneise zu finden. Und dann, oh Schreck, stellten sie fest, dass ein Rad des Hauptfahrwerkes platt war.

Alle waren in Panik! In weniger als einem Tag würden die Sowjets den Flugplatz einnehmen. Die Startbahn war bereits von Artilleriekratern übersät.

Mein Vater fand nach langem Suchen in den Trümmern der ehemaligen Werfthalle eine Sauerstoffflasche und ein Stück Schlauch. Damit konnte der Reifen für den Start gefüllt werden. Aber es war bereits Dämmerung und auf der zerbombten Piste kein Start mehr möglich.

Anhand ihrer Karten wussten die Flieger, dass es auf dem Gelände einen 20 Meter tiefen Bunker gab. Man entschloss sich, in diesem zu übernachten, um dem russischen Artilleriefeuer zu entgehen. Je tiefer die Männer in den Bunker gingen, umso deutlicher hörten sie leise Geräusche. Die Pistolen gezogen und durchgeladen, drangen sie vorsichtig weiter in den Bunker ein. Alles war dunkel. Keiner wagte zu atmen.

Sie aber vernahmen ein Wimmern und Atemgeräusche. Stablampe an! Im Lichtschein sahen sie fünf deutsche Rotkreuzschwestern ängstlich in der Ecke kauern. Die Krankenschwestern hatten sich aus Angst vor den Russen in den Tiefbunker geflüchtet. Ihre Freude, deutsche Flieger zu treffen, war unvorstellbar.

Man verbrachte die Nacht zusammen. Doch dann kam der Morgen. Das defekte Rad des Flugzeugs wurde mittels des Schlauches mit Sauerstoff befüllt und die Maschine war trotz heftigen Granatbeschusses startbereit.

Allerdings hatte die Nachtjägerversion der Ju 88 nur Platz für drei Personen und das zulässige Startgewicht erlaubte auch nicht mehr.

Während des Warmlaufs der Motoren stellten sich die Krankenschwestern vor die laufenden Propeller. Sie wollten nicht den russischen Soldaten ausgeliefert sein! Die Flieger hätten es nach der gemeinsam verbrachten Nacht nicht

übers Herz gebracht, mit ihrem Flugzeug in die Mädchen hinein zu starten!

Was tun? Fallschirme weg, mit einer Axt wurden Funkgerät, Bewaffnung und alles Entbehrliche aus der Maschine entfernt. Irgendwie wurden alle in das Flugzeug gequetscht.

Unter starkem Beschuss gelang der Start auf der total zerbombten Startbahn.

Da man aber kein Funkgerät mehr hatte, war eine Kontaktaufnahme mit deutschen Stellen nicht möglich. Bei einem Funkausfall gab es ersatzweise die Möglichkeit, sich durch Signale mit der Leuchtpistole zu identifizieren. Diese wechselten jedoch alle 24 Stunden, und sie waren inzwischen schon einen Tag zu spät.

Das nun den Flugplatz Wiener Neustadt anliegende Flugzeug wurde als Feindflugzeug eingestuft und von der deutschen Flak abgeschossen.

Die Ju 88 machte eine Bruchlandung zwischen den Gräbern auf dem Friedhof von Wiener Neustadt. Alle Insassen überlebten.

Der Chef meines Vaters bekam das ersehnte Ritterkreuz und mein Vater das Deutsche Kreuz in Gold (einen Rang unter dem Ritterkreuz, aber siebenfach wertiger als das Eiserne Kreuz erster Klasse).

## **Eine beinah missglückte Dissertation**

Wie ging das mit meiner Dissertation?

Kaum Kontakt mit den Studenten meiner Fakultät, hatte ich nichts mitbekommen, wie eine Doktorarbeit formal anzulegen war. Als „Klein-Fritzchen“ glaubte ich, man müsse dazu etwas ganz Neues, Einmaliges erfinden.

Von einem Oberarzt in der Orthopädie, der gehört hatte, ein Student sei Maschinenbau-Techniker, wurde ich angesprochen, ihm bei der Lösung eines technischen Problems zu helfen. Ich erinnere nicht mehr, worum es ging.

Jedenfalls resultierte daraus, dass ich mir bereits im ersten Semester alle möglichen orthopädisch-chirurgischen Operationen zunächst ansehen konnte und nach kurzer Zeit auch assistierte. Das war eine schöne Abwechslung zu dem damals nur theoretischen Vorklinischem Studium. Und als Maschinenschlosser brachte ich ja bereits mehr manuelles Geschick mit, als es sich manche Chirurgen in ihrem ganzen Leben nicht erarbeiten.

Da mir der Ablauf fast aller gängigen und auch komplizierten Operationen vertraut war, wurde ich bei Ausfall der Instrumenten-Schwester (die OP-Schwester, die dem Operateur vorausschauend das richtige OP-Instrument in die Hand drückt) auch als „Schwester Werner“ zum Instrumentieren eingesetzt.

Mich faszinierten sogenannte Umstellungsosteotomien. Das heißt, eine Extremität, oft die Beine, waren, sei es nach Unfällen oder seit Geburt „krumm“, also nicht gerade. Dieser Fehler soll durch eine Umstellungs- oder Korrekturosteotomie behoben werden.

Man schneidet zum Beispiel einen Keil aus dem Knochen heraus, um das Bein, versehen mit einer

Metallstabilisierung, in der richtigen Form wieder zusammenwachsen zu lassen. Besonders schwierig war diese Operation, wenn es sich um eine Fehlstellung in allen drei Raumebenen handelte. Also in Kombination um einen nach innen oder außen gedrehten Fuß, bei gleichzeitig in der Vorderansicht und in der Seitenansicht „abgeknicktem“ Bein.

Das operierte man alles „frei Hand“. Zur Orientierung wurden vorher Stahlstifte in den Knochen gebohrt und die Position, wie in der Geometriestunde in der Schule, mit einem kleinen Winkelmesser während der Operation bestimmt.

Die Ergebnisse waren entsprechend! Durch die Entnahme des Knochenkeils hatte der Patient anschließend ein kürzeres Bein und die Achsen (von vorne und seitlich gesehen) passten selten. Noch schlimmer war es, wenn der Operateur die Rotationsachse nicht traf. Dann ging der Patient mit einem nach innen gedrehten Fuß zur OP und kam mit einem nach außen verdrehten „Charlie-Chaplin-Bein“ wieder heraus. Der OP-Fehler war oft plus/minus 5 Grad!

Zudem dauerte eine solche Operation viele Stunden, der Blutverlust des Patienten war oft enorm, und da laufend die Position des Beines während der OP überprüft werden musste, wurde ständig geröntgt (mit entsprechender Strahlenbelastung für das Personal).

Jetzt hatte ich mein Thema gefunden! Etwas Neues machen, ohne Vorbild!

Als Techniker musste es mir doch möglich sein, eine OP zu entwickeln, die mit einer Genauigkeit von unter einem Grad Abweichung, ohne Längenverlust des Beines, in kurzer OP-Zeit und damit geringen Blutverlusten und ganz und gar ohne operative Röntgenkontrolle durchzuführen war. Kurz gesagt also gleich eine ganz neue Operation zu erfinden, die es so noch nicht gab.

Mit den Details will ich nicht langweilen. Jedenfalls brauchte ich für meine Idee eine Menge neuer Geräte, eine Säge, die Knochen im Bogen schneiden konnte und eine auf dem Knochen anzubringende OP-Vorrichtung u.a.m.

So etwa zweieinhalb Jahre lang konstruierte und baute ich alle notwendigen Vorrichtungen und Gerätschaften mit viel „trial and error“, bevor ich überhaupt mit den wissenschaftlichen Messungen und Versuchen beginnen konnte.

Das war schon sehr anstrengend, da ich zum Geldverdienen 12 Stunden Nachschicht machte (Garagentore zusammenschweißen, von 18.00 bis 6:00 Uhr), studierte und zwischendurch ein Examen bestehen musste (damals gab es noch das sog. Vorphysikum).

Weitere ein bis eineinhalb Jahre benötigte ich dann noch für meine Erprobung und Messungen, die ich mit der vorausgeplanten Umstellungs-Osteotomie an einer Leiche krönte. Da ich noch Student war, wanderte die Arbeit, die ich parallel zu meinem Studium verfasst hatte, in die Schublade. Denn erst mit der Zulassung zum letzten Examen durfte man die Doktorarbeit einreichen, das hatte ich zumindest gehört.

Der Tag der Examenzulassung kam. Also machte ich in einem Copyshop (das war damals etwas ganz Neues) die erforderlichen 20 oder 25 Exemplare, jeweils 150 Seiten, packte die gesammelten Werke auf einen Handwagen und begab mich zum Dekan zwecks Abgabe meiner Dissertation.

Nach dem Ausfüllen diverser Formblätter wurde ich gefragt, wer denn mein Doktorvater sei. Jetzt wurde mir heiß! Gegenfrage: „Was ist denn das?“ Mir wurde plötzlich schrecklich klar, ohne Doktorvater, keine Doktorarbeit!

Ich hatte das ganze Spiel Doktorvater, Doktorand nicht begriffen. Es galt nichts Neues zu erfinden. Der Doktorvater „zerlegte“ seine Forschungsarbeit in kleinere Aufgaben, für die er „Sklaven“ suchte, die unentgeltlich für ihn die

Teilergebnisse erarbeiteten und dafür dann die Doktorwürde erhielten.

Mein Gott, dachte ich, jahrelange Arbeit zum Teufel. Alles noch einmal machen, mich noch einmal schinden. Arzt sein, von allen „Doktor“ genannt werden, ohne Doktortitel – beschämend! Statt „Pollacke“ zu sein, wollte ich doch wenigstens den „Vorname“ Doktor haben.

Der Dekan in jenem Jahr war Psychiater und ein liebenswürdiger Mann. Er blätterte meine Arbeit durch, sagte: „Ich verstehe zwar nichts davon, aber es sieht nach sehr viel Arbeit aus. Ich versuche ihnen zu helfen.“ Nach einem kurzen Telefonat wandte er sich wieder zu mir: „Gehen Sie mit der Arbeit in die Orthopädie und zeigen Sie sie Herrn Professor M.“.

Hatte ich nicht schon Pech genug? Ausgerechnet Professor M.! Der weltberühmte orthopädische Chirurg war mein „Feind“! Fast in jedem Seminar „rasselten“ wir aneinander. Ich mit meiner für einen Studenten altklugen und zu selbstbewussten Art und er mit seinen herablassenden Sprüchen.

Zitat M.: „Sie sind ja sehr klug, Herr Kollege, alles wollen Sie immer gleich verbessern. In der Medizin geht alles Schrittchen für Schrittchen, nicht so wie Sie sich das denken.“ Es endete gewöhnlich mit einem Rausschmiss aus dem Seminar!

Auch wusste ich, dass M. sehr viel Wert auf umfangreiche Literaturrecherche legte, mindesten oder besser mehr als 100 Literaturzitate, und wenn möglich das meiste davon in Englisch. Englisch konnte ich damals noch nicht, das habe ich erst später gelernt.

Da ich etwas absolut Neues gemacht hatte, entsprach es meiner Arroganz, nur diejenigen Hilfen aufzuführen, die ich auch wirklich benutzt hatte.

Ich hatte in meiner Dissertation ganze fünf Literaturquellen! Dazu noch solche wie „Tabellenbuch Metall“ und „Fachkunde für metallverarbeitende Berufe“.

Machen wir es kurz, M. schmiss mich ob dieser Zumutung achtkantig aus seinem Büro. Offiziell lehnte er „wegen Arbeitsüberlastung“ das Referat meiner Dissertation ab.

Ich zurück zum Dekan, meiner letzten Hoffnungen ledig. Der Dekan hatte zwischenzeitlich meinen Lebenslauf, der Bestandteil der Dissertationsschrift ist, gelesen. Er wusste auch bereits von dem Desaster bei Professor M. und sagte zu mir: „Ich sehe nur noch eine Chance für Sie. Gehen Sie zu Professor K., der hat eine ähnlich verrückte Biographie wie Sie. Vielleicht klappt's.“

Also auf zu Professor K., ein Endfünfziger, Glatzkopf, mit zwei Beinprothesen, rechts ab Oberschenkel, links der Unterschenkel. Luftwaffenoffizier wie ich und gelernter Orthopädie-Mechaniker. Bei einer Bruchlandung gegen Ende des Krieges mit einer Messerschmitt 109 hatte sich (typisch) der Motor in die Kabine geschoben und ihm die Beine zerquetscht.

Ich trage, diesmal ungewohnt kleinlaut, meine Bitte vor, dass ich einen Doktorvater brauche. Die Antwort: „Und was habe ich davon?“ Ich biete mich dafür unentgeltlich als Mechaniker an. Mit dem weiteren Versprechen, meine Arbeit ihm zu widmen, werden wir handelseinig.

K. ist der Erste, der mein „Buch“ liest, und gibt mir die Note: Null! Nachdem auch die anderen Referenten sich dem Urteil „summa cum laude“ anschlossen, war an der Note nichts mehr zu ändern.

Im Jahr darauf hat mir die Arbeit zusätzlich noch den „Universitätspreis“ als herausragende aller Prädikatsarbeiten der Uni eingebracht.

Wieder einmal Glück gehabt.

## **Als Arzt über den Wolken**

Heute war ein erfüllter Tag. Ich war zum Fliegen, und das bei Sauwetter (Böen, Regen, kaum Sicht). Wie alle Flieger, musste ich meinen zweijährigen Checkflug absolvieren. Gut, bei schönem Wetter kann es auch jeder. Wie sagte immer mein alter Fluglehrer Manne: „Fliegen heißt landen“ und das hatte ich heute reichlich.

Das Verhältnis zu meiner „Muse“ Elfi hat sich auch verändert. Ich glaube, ich habe mich ernsthaft in sie verliebt!

Mein erster Flug in die USA war 1982, Renata hatte mich gerade verlassen. Es war eine Dienstreise. Ich sollte einen medizinischen Weltkongress in San Francisco besuchen.

Aufgeregt traf ich meine Reisevorbereitungen, zumal ich die Gelegenheit nutzen wollte, anschließend noch 10 Tage Urlaub in Kalifornien und Nevada zu verbringen.

Man hatte ja gehört, dort sei alles unsicher, brutaler, viele Morde und Raubüberfälle. Die Detektivserie „Die Straßen von San Francisco“ mit Michael Douglas lief zu der Zeit im Fernsehen und zeigte es auf eindrucksvolle Weise. Also wollte ich meine Wertsachen nicht alle bei mir führen, sondern hatte sie auf meinen Schreibtisch gelegt, um sie nachher im Gepäck aufzuteilen. Davon später.

In der Nacht vor dem Abflug war ich erst gegen 5:00 Uhr morgens daheim. Erst kam ich spät von einer Dienstreise zurück und dann musste ich noch meinen Porsche bei meiner Freundin Beate unterstellen, die wegen meiner bevorstehenden längeren Abwesenheit (und wohl als Gebühr für den Abstellplatz) noch eine Liebesnacht einforderte und auch bekam.

Dann den Frühflieger nach Frankfurt und am späten Vormittag die direkte Maschine nach San Francisco. Nach ca. drei oder vier Stunden Flug kam die Anfrage über die Bordspreechanlage, ob ein Arzt im Flugzeug sei. Wie vermutlich jeder Arzt (falls noch einer anwesend war, bei einem Flug zu einem Medizinkongress hätte ich mindestens ein Dutzend im Flieger erwartet), bin ich erst einmal weggetaucht. Bei der dritten Aufforderung siegten dann das Gewissen und der Hippokratische Eid.

Man führte mich in das Ruheabteil der Crew und auf dem Klappbett lag eine verängstigte, blass aussehende, schlanke Stewardess mit „Herzbeschwerden“. Jemand brachte mir den Doctor`s Kit, einen Notfallkoffer für Ärzte an Bord der Airline.

Ich begann mit der Blutdruckmessung (damals war das elektronisch noch nicht möglich) und konnte einen kaum messbaren, extrem niedrigen Blutdruck feststellen. Dann entkleidete ich meine Patientin.

Allen Beteuerungen zum Trotz, lässt es uns als Arzt nicht kalt, einen schönen Frauenkörper anzusehen und (bei der Untersuchung) auch noch eingehend zu berühren. Manchmal erfordert das viel Härte und Disziplin. Letztendlich siegt die Angst vor dem Verlust der Approbation! Im Regelfall sorgt man deshalb dafür, dass man nie mit einer Patientin bei der körperlichen Untersuchung allein ist. Man hat einen Zeugen und kommt so auch nicht auf dumme Gedanken.

In dieser Situation waren wir allein, denn die Kollegin musste den Bordservice machen. Brigitte, so hieß meine Patientin, klagte über Brustschmerz und Schmerzen im linken Arm. Ich versuchte ihr Herz abzuhören. Aber wenn man Herz- und Atemgeräusch in einem Flugzeug abhören möchte, hört man nur das Röhren der Triebwerke. Mein erster Verdacht war „Hyperventilations-Syndrom“; denn ein Herzinfarkt bei einer End-Zwanzigjährigen wäre recht unwahrscheinlich.

Also habe ich sie abwechselnd in einen Beutel atmen lassen und zwischendurch alternierend Sauerstoff aus dem Doctor's Kit gegeben. Doch die Beschwerden änderten sich weder im einen noch im anderen Fall. Nitro (gegen Angina Pectoris = Herzenge) wagte ich wegen des niedrigen Blutdrucks nicht zu geben. Aber Brigitte schien stabil und sich in meiner Gegenwart zu entspannen. Es ging ihr nach einiger Zeit etwas besser; denn ich konnte ihren Puls stärker fühlen.

Unterbrochen wurde meine Arbeit nur einmal durch den Besuch des Captains. Er wollte von mir wissen, ob er umkehren und zurück nach Frankfurt müsse, weil in 30 Minuten der point of no return erreicht sein würde.

Das machte schon Druck, entscheiden zu müssen, einen ganzen Jumbo-Jet nicht weiterfliegen zu lassen. Ich sagte ihm, wenn auch mit inneren Zweifeln: "Weiterfliegen!"

Ich hatte jetzt eine neue Diagnose im Kopf: Herzneurose. Dabei imitieren die Patienten alle Symptome eines Herzanfalls, ohne ihn wirklich zu haben. Brigitte lag immer noch mit entkleidetem Oberkörper vor mir, ich auf dem Pritschenrand sitzend. Obwohl ich mit dem Stethoskop nichts hörte und der Blutdruck kaum zu messen war, prüfte ich es regelmäßig, um meine Patientin zu beruhigen und ihr den Eindruck des Behütetseins zu vermitteln.

So, Strategiewechsel nach der neuen Verdachtsdiagnose! Ich biete ihr das Du an, halte zur Beruhigung ihre Hand und streichele gelegentlich ihre Wangen. Beruhigend auf sie eingeredet hatte ich eh die ganze Zeit über. Die Droge Arzt hilft oft! Jetzt waren wir quasi auf „privater“ Ebene und ich fühlte mich nicht mehr in der Rolle des Arztes.

Nach kurzer Zeit fängt meine „Patientin“ an und streichelt mich zurück. Selbst an Stellen, wo ich es als Mann sehr liebe. Auch ich wage es jetzt, ihre kleinen Brüste sanft zu streicheln und ihre kleinen, dunklen (inzwischen harten) Nippel anzurühren.

Später erfahre ich die Geschichte, den Hintergrund der Erkrankung. Brigitte hatte vor diesem Flug eine Bronchitis. Da bekommt man schon etwas weniger Luft. Zudem war sie Raucherin, auch nicht gerade dem Atmen zuträglich. Zusätzlich ist der Druckausgleich in einem Flugzeug nicht auf den Druck in Meereshöhe eingestellt, sondern entspricht dem Druck und damit dem Sauerstoffgehalt in 2.000 Metern Höhe.

Sie tat sich folglich, als der Flieger auf Höhe war, etwas schwer mit dem Atmen. Dann setzte langsam Panik ein. Der Gedanke, elf Stunden lang auf einer Insel (Flugzeug) fern von jedem Krankenhaus und Arzt zu sein, führte dann zu den beschriebenen Reaktionen.

Wie sich nach dem Flug bei der Untersuchung in einer Klinik herausstellte, war meine Verdachtsdiagnose Herzneurose richtig.

Da Brigitte zufällig in der gleichen süddeutschen Stadt zu Hause war, in der ich seinerzeit wohnte, hatten wir nach meiner Rückkehr von der Reise noch einige Zeit ein freundschaftliches und auch ein Liebesverhältnis miteinander. Störend waren nur ihre gelegentlichen nächtliche Anrufe aus New York, Rio oder sonst woher, wenn sie Trost oder einen ärztlichen Rat brauchte.

Übrigens: meine stundenlange ärztliche Tätigkeit und das Verhindern der Umkehr des Jumbo-Jets wurde mir von der Lufthansa mit einem Standardbrief und der Empfehlung, auch zukünftig mit dieser Airline zu fliegen, vergolten.

Gegen 13:00 Uhr (durch die Zeitverschiebung) schwebte die Boeing 747 tieffliegend über der Bay von San Francisco ein. Ich war am Ende des Fluges in euphorischer Stimmung. Im Bordmusikprogramm sang Don McLean „American Pie“. Für mich ist dieser Song seither die Erinnerung an Amerika; immer, wenn ich dorthin fliege, kommt er mir in den Sinn.

Dann die Ankunft im S.F. Hilton & Tower Hotel. Der Mitarbeiter an der Rezeption begrüßt mich freundlich und

fragt „cash oder creditcard“? Ein Schrecken überlief mich. Denn sie liegen noch nebster der Reisekasse auf meinem Schreibtisch zu Hause! Oh weh, mein Urlaub. Dass ich bis dahin auch noch eine Woche überleben müsste, kam mir zunächst nicht in den Sinn.

Die Kosten für eine Nacht konnte ich gerade noch zusammenkratzen, 15 Dollar blieben mir übrig (Dollarkurs 3,20 DM) Es war sehr heiß, Indian Summer, also habe ich mir ein Heineken gegönnt (9 Dollar) und ein Telefonbuch genommen.

Anmerkung: Damals konnte ich nur wenige Worte englisch sprechen, mein Abitur hatte ich (in der BRD!) mit der Hauptsprache Russisch abgeschlossen. Jetzt versuchte ich ein englisches Wort für „Konsulat“ zu erinnern. Irgendwie habe ich es geschafft und mittels des Stadtplans festgestellt, dass die deutsche Vertretung in der Sutter Street gleich um die Ecke war.

Aufatmen, als deutscher Geschäftsmann und Doktor, würde man mich sicher gleich mit Barem unterstützen. Das Ergebnis war ernüchternd. Wörtlich: „So jemand wie Sie, haben wir hier alle Tage. Haben Sie 5 Dollar, dann schicken wir für Sie ein Telex (FAX war noch in den Kinderschuhen und E-Mail noch nicht erfunden) wohin Sie wollen. Für telegraphische Überweisungen empfehlen wir die Bank of America Filiale in S.F.“

So weit, so gut. In Deutschland war es schon Donnerstag und Feiertag (Buß- und Betttag). Meine Bank war eine kleine Bank, ohne Korrespondenzbank in den USA. Eine Überweisung hätte mindestens eine Woche gedauert.

Letzte Rettung Frau H., meine Sekretärin. Eine lebenskluge und gewandte Frau. Telex in die Firma, trotz Feiertag; nachts (Zeitverschiebung) Anruf bei Frau H.

Sie hat's tatsächlich geschafft! Am Feiertag und gegen den Widerstand des Vorstandsvorsitzenden wurde mir nochmals ein Vorschuss binnen 24 Stunden überwiesen.

Doch wie gewonnen, so zerronnen. Ich wurde überfallen!

Aber das ist eine eigene Geschichte, die ich später erzähle.

## **Mutproben**

Heute ist Freitag, und Elfi wieder bei mir - was werde ich ihr erzählen?

Nachdem ich ihre Achseln und ihre Scham hübsch rasiert habe und wir trotz ausdauernder Liebe noch nicht müde sind, fallen mir wieder Geschichten aus der Jugend ein. Vom Schulweg, Kupfer für Altwarenhändler und Mutproben.

Nun, ich bin in den frühen 50er Jahren in eine sogenannte Zwergschule gegangen, nicht etwa auf dem Dorfe, sondern in Bielefeld. Zwei Klassenräume, zwei Lehrer, die ganze Schule hatte ca. 60 bis 65 Schüler. Volksschule hieß so etwas und dauerte, Gott sei Dank, nur acht Schuljahre.

Lehrer waren rar, entweder waren sie noch in der Kriegsgefangenschaft oder nicht „gut“ entnazifiziert, oder es waren junge „Überbleibsel“ von den Vorkriegs-Lehrerbildungsanstalten, die junge Frauen zwei oder drei Jahre lang nach ihrem Mittelschulabschluss besuchten (später wurden sie als sog. Mikätzchen, nach einem Erlass des NRW Kultusministers Paul Mikat, zu richtigen Lehrern aufgenordet).

Eine Lehrkraft unterrichtete parallel die Klasse eins bis vier und der zweite (der „Chef“, Hauptlehrer genannt), die Jahrgänge fünf bis acht. Vorteil war, man wusste bereits im ersten Schuljahr, was bis zum Ende der vierten Klasse zu erlernen war. Aufgeweckte Kinder hätten leicht nach einem Jahr in das fünfte Schuljahr wechseln können und nach einem oder zwei Jahren mit dem Volksschulzeugnis die Schule verlassen sollen.

Warum Zwergschule in einer Großstadt, wo auch noch 200 Meter entfernt eine große Gemeinschaftsschule (Schule für

evangelische und katholische Schüler) lag?

Meine Heimatstadt war Diaspora, d.h. Katholiken waren hier in der Minderheit. Vor dem Krieg gab es nur zwei, drei katholische Familien in meinem Stadtteil. Mit den Vertriebenen und Flüchtlingen aus den ostdeutschen Provinzen (überall abschätzig die Pollacken genannt, obwohl diese erstaunt waren, wie primitiv die Lebens - und Hygieneverhältnisse im Westen waren, fast nirgendwo ein WC, nur „Plumpsklo“, mit Glück im Keller für alle Hausbewohner und nicht auf dem Hof) kam endlich eine nennenswerte Anzahl katholischer Familien in die Stadt.

Richtig sprechen konnten die Westfalen übrigens auch nicht. Mir und mich, dir und dich warfen sie stets durcheinander, fragten aber verwundert, ob wir Deutsch oder Polnisch sprächen. Westfälischer Kinderspruch: „Mir und mich verwechsel ich nich, das kommt bei mich nich vor, ich hab nen kleinen Mann im Ohr, der sacht mich alles vor.“

Die Formel war einfach: katholisch gleich Pollacke, oder Pollacke gleich katholisch! Der katholische Pfarrer hoch erfreut, nun eine Menge katholischer Schäflein zu haben, setzte neben der großen Gemeinschaftsschule eine katholische Konfessionsschule durch. Und wir Pollacken waren unter uns.

Unser Pech war nur, dass wir, um in unsere Zwergschule zu gelangen, den Schulhof der anderen Schule queren mussten. Die Schüler der Gemeinschaftsschule warteten schon jeden Morgen auf die Pollacken, um eine Gasse zu bilden, die wir passieren mussten, und uns dabei mit Steinen, zum Teil faustgroß, zu bewerfen. Doch jede Waffe hat eine Gegenwaffe.

In der Nähe stand ein großer Eisenbahn-Viadukt, besser gesagt das, was von ihm übriggeblieben war. Über ihn führte die wichtige Bahnverbindung Berlin, Hannover, Köln. Die Alliierten hatten Tausende von Bomben abgeworfen, bis sie den Viadukt endlich zerstören konnten. Das ganze Gelände drum herum war eine Landschaft von

„Mondkratern“. Sie waren inzwischen mit Wasser vollgelaufene, sich aneinanderrehende Tümpel. Die sich zurückziehenden deutschen Truppen hatten dort viele Dinge ihrer Ausrüstung und Munition zurückgelassen. Für uns Jungen ein idealer Spielplatz. Kleidung aus, kurz getaucht und man hatte alles, vom Stahlhelm über die Pistole bis zur Stielhandgranate.

Unser morgendlicher „Stoßtrupp“ zum Überqueren des feindlichen Schulhofes kleidete sich auf dem Friedhof, unserem Versteck, ein. Volksgasmasken und Stahlhelm auf, Koppel um mit (scharfer) Pistole, und dann zum gemeinsamen Durchbruch über den feindlichen Schulhof.

Taschengeld gab es nicht. Wie kommt man zu Geld? Altmetall war sehr gefragt nach dem Krieg, besonders Buntmetall (Kupfer, Messing etc.) und in den Teichen (den Bombenkratern) lag genug davon. Allerdings nicht einfach so, sondern in Form der Kupferringe, die die Ladung von Stielhandgranaten umschloss.

Nur, scharfe Handgranaten kaufte einem kein Altmetallhändler ab. Deshalb tauchten wir nach Handgranaten, legten diese auf einen Stein, schlügen mit einem zweiten Stein die beiden Kupferringe ab und brachten sie dann gegen Bares zum Schrotthändler.

Nachdem dabei ein Spielkamerad umkam - ich war gottlob nicht zugegen - habe ich diese Art des Gelderwerbs eingestellt.

Alle Straßen hatten ihre Banden. Ich gehörte zu den Delawaren (nach Coopers Roman „Unkas, der letzte Mohikaner“). Unser Feind war die Puma-Bande aus der Schäferstraße.

Ich selbst war, wie schon gesagt, als Kind ein Hasenfuß. Mein Bruder hingegen der Held und Supersportler, beim Sportfest immer maximale Punktzahl und eine Ehrenurkunde des Bundespräsidenten Heuss.

Um Mitglied in einer Bande zu werden, musste man zunächst eine Mutprobe bestehen, dann schwören und eine Blutsbrüderschaft eingehen. Das mit der Blutsbrüderschaft ging so: mit dem Messer oder Bajonett den Arm aufritzen und den blutenden Unterarm auf den ebenso aufgeritzten Arm des Blutsbruders legen, bis das Blut beider sich vermischt. Nun war man Freund und Bruder „auf Tod und Leben“!

Es gab drei klassische Mutproben. Entweder der Sprung von einem der Reste des zerstörten Eisenbahn-Viaduktes zum nächsten. Das hört sich einfach an. Beide Ruinenfragmente standen etwa drei Meter auseinander, mit einem Höhenversatz von ca. einem Meter. Dazu fand das Ganze in einer Höhe von 30 bis 40 Metern über Grund statt. Schon der Blick in die Tiefe ließ mir das Herz in die Hose rutschen.

Die zweite Möglichkeit einer Mutprobe bestand im heimlichen Beobachten einer Fliegerbombenentschärfung aus nächster Nähe. Damals wurden bei uns fast wöchentlich Bombenblindgänger entschärft. Die Anwohner wurden evakuiert und die Polizei sperrte die Gegend weiträumig ab. Dann kam Chef-Feuerwerker Ulmer und entfernte den Zünder der Bombe.

Es war schon schwierig, die Polizeiabsperrung unbemerkt zu überwinden. Der schwierigste Teil bestand aber darin, unbemerkt, mit allen Indianer-Schleichtricks, möglichst nahe an das Geschehen heran zu kommen und die Arbeit der Feuerwerker (im entscheidenden Moment war nur noch einer bei der Bombe) genau zu beobachten.

Anschließend musste dann dem Bandenhäuptling genau Bericht erstattet werden, wenn möglich, mit Art der Bombe oder gar des Typs des Zünders, z.B. britische 500 kg Bombe mit Säurezünder. Schummeln half nichts, denn die Art und Größe der entschärften Bombe stand meist am nächsten Tag in der Zeitung.

Eine besonders schwierige Probe, die meist nach Schulschluss erfolgte, war das Erklettern des evangelischen Kirchturms am Blitzableiter. Der Turm hatte eine Höhe von 57 Metern, der Blitzableiter aus gut 3 cm breitem Bandstahl reichte bis Zweidrittel der Kirchturmhöhe.

Die wahre Herausforderung bestand aber darin, dass der Blitzableiter sich streckenweise aus seiner Verankerung in der Mauer gelöst hatte. Vollständig hinauf und hinunter zu klettern habe ich nie geschafft.

Aber mein drei Jahre älterer Bruder, der Supersportler, machte das mindestens einmal pro Woche.